

Joh. Adolf Herzog, ein schweizerischer Schulmann und Schriftsteller

Autor(en): **Fischer, J.**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Joh. Adolf Herzog, ein Schweizerischer Schulmann und Schriftsteller.

Am 30. Dezember 1915 wurde in Wettingen nach kurzer Krankheit Seminar- direktor Joh. Adolf Herzog mitten aus seinem reichen Wirken herausgerissen, der als hervorragender, neue Bahnen weisender Pädagoge längst weit über die Grenzen seiner engern Heimat hinaus sich einen autoritären Namen errungen hatte, als Schriftsteller dagegen in der breiten Öffentlichkeit weniger bekannt war, trotzdem er in seinem „Schweizerdorf“ einen der gehaltvollsten und formvollendetsten heimischen Volksromane geschaffen, weil er eben seine Hauptwerke, das „Schweizerdorf“ und die „Lebenskreise“, unter dem Pseudonym Viktor Freny herausgegeben hatte. Es mag daher angezeigt sein, seinen Lebensgang und seine literarische Wirksamkeit hier kurz zu überblicken.

Joh. Adolf Herzog wurde am 15. April 1850 im friedtälischen Dorfe Helikon geboren.

Sein Vater, von Beruf Schmied, war ein wackerer, gerader Mann, von ausgeprägtem Rechtlichkeitsinn, wurde aber in frühen Jahren von der bei seinem Berufe häufigen Krankheit, der Lungenschwindsucht, weggerafft, die Witwe mit zwei Knaben in bescheidenen Verhältnissen zurücklassend. Die Mutter war eine stille, verständige, gemüts tiefe und feinfühligte Natur, vom Schlage jener gelassenen, verinnerlichten Frauengestalten, die Gottfried Keller in der Großmutter

Lee des Grünen Heinrich so prächtig geschildert hat und die oft im harten Ringen um das auf sie gestellte Familiendasein eine so verblüffende Tapferkeit und Tapferkraft an den Tag legen. Mit ihrer treuen mütterlichen Hingabe und ihrem sichern Takt verstand sie die Erziehung der beiden kraftvoll heranwachsenden Knaben auf gute Bahnen zu lenken. Beide Söhne hingen zeitlebens mit dankbarer, inniger

Liebe und Verehrung an ihr, und als sie in einem Alter dahinschied, wo der Tod als unvermeidlicher Tribut an die Natur erscheint, griff es beiden noch schwer an die Seele. In der Mutter Verena im „Schweizerdorf“ hat ihr Herzog ein edles Erinnerungsmal gesetzt. Die Szene, wo sich der Sohn seiner Mutter über sein religiöses Innenleben offenbart und sie beruhigt, gehört wohl zum Schönsten, was schon über das Verhältnis von Mutter und Sohn geschrieben



Joh. Adolf Herzog (1850—1915).

worden ist.

Eine Verstümmelung der rechten Hand, die der Sohn Adolf schon in zartem Alter an einer Dreschmaschine erlitt, gab Anlaß zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Mit gutem Erfolg durchlief er das Gymnasium zu Solothurn, wo er bei einem geistlichen Oheim seiner Mutter in Kost und Unterkunft kam. Es scheint dieser Better eine prächtige Priestergestalt gewesen zu sein, ein wahrhafter Verkünder des Evangeliums der christlichen Nächsten-

liebe, Duldsamkeit und Veröhnlichkeit, nach alt Wessenbergischer Schule, der dem jungen Zögling ein wohlwollender Pfleger-vater wurde. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß seine seelischen Züge in der edeln Priestergestalt des Beda in den „Lebenskreisen“ und den „Politischen Briefen“ ihre Spiegelung gefunden haben. Nach gut bestandener Maturität studierte Herzog in Basel und Lausanne Geschichte, neuere Philologie und Kunstgeschichte. In Basel war er ein eifriger Schüler Jakob Burckhardts, bei dem er sich die Grundlage für sein umfassendes historisches Wissen und sein feines Verständnis für Kunst holte und zu dem er sein Leben lang in hoher Verehrung emporblickte. In Basel hörte er auch Kollegien beim jungen Niehsche. Voll Begeisterung über die bei Jakob Burckhardt empfangenen Eindrücke unternahm er von Lausanne aus mit drei gleichgestimmten Kommilitonen eine Studentenfahrt nach dem klassischen Land der Schönheit, nach Italien, meist zu Fuß, so recht nach altromantischem Rhythmus, voll Sorglosigkeit und Lichtglanz, aber auch reich an wertvollen, dauernden Anregungen und Erinnerungen. Als Aktiver der Zofingia verstand der flotte Mäusensohn daneben auch dem studentischen Frohmut sein Recht werden zu lassen, und bis ins gereifte Mannesalter hinein gehörte es zu seinen schönsten Erholungen, gelegentlich in studentisch angehauchter Tafelrunde bei erinnerungsfrohem Sang und Klang seiner sprühenden Laune die Zügel schießen zu lassen.

Schon im Herbst 1871 bestand der junge Herzog mit bestem Erfolg das Staatsexamen, und der einundzwanzigjährige Mann zeigte sich an der Bezirksschule Laufenburg, wohin er sofort gewählt worden war, als eine solch tüchtige und anregende Schulkraft, daß er bereits nach drei Jahren ans Lehrerseminar Wettingen gewählt wurde. Hier scheint er von Anfang an auf die Schüler förmlich faszinierend gewirkt zu haben. Lassen wir hierüber einen seiner ehemaligen Zöglinge sprechen (Nachruf von Arthur Frey im „Aarg. Tagblatt“): „Ich sehe ihn noch, wie er in den Prüfungsaal hereingeschritten kam, eine hochgewachsene, stattliche Gestalt von energisch straffer Haltung, die

breiten Schultern etwas zurückgedrängt, daß die Brust sich unter dem blauen, dichtgeschlossenen Rock mächtig wölbte, den kräftig geschnittenen, vom rötlichen Bart umrahmten Kopf leicht in den Nacken gelegt, ein Mann, dem ein erfahreneres Auge als das unsrige leicht angesehen hätte, daß er Freude daran empfand, sich ganz in der Gewalt seines Geistes, seines Wissens zu fühlen. Als er sich niedergelassen hatte, wanderte sein Auge, ein leuchtendes, tiefes Auge, langsam von einem zum andern, nicht fragend, forschend, bohrend, sondern ruhig prüfend, ermutigend — wie oft noch hat es später so auf jedem von uns geruht! — und um den Mund spielte ein heimliches, zutrauenerweckendes Lächeln. Wir wurden seine Schüler. Er erteilte uns Unterricht in deutscher Sprache und Geschichte, einen Unterricht, der uns nicht nur Kenntnisse, sondern auch tiefe Empfindungseindrücke, künstlerische Genüsse verschaffte, die uns zeitlebens in der Seele bleiben werden. Es gab Stunden — für die meisten von uns die einzigen, wo dies der Fall war — da uns das Schlüsselzeichen der Schulglocke wehtat.“

In Baden, wo er mit seiner Mutter in der Folge Domizil nahm, fand er einen Kreis jugendfroher, treuer Freunde und in Fräulein Elise Fischer, gewesener Lehrerin in Ennetbaden, eine verständnisvolle Lebensgefährtin, mit der er achtundzwanzig Jahre in glücklichstem Familienleben zusammen sein konnte. Vier Kinder, wovon jedoch zwei im zartesten Alter starben, entsproßten der Ehe.

Im Frühjahr 1898 wurde Herzog als Nachfolger von Prof. Adolf Frey an die Kantonschule in Aarau berufen, um nach nicht ganz dreijähriger Wirksamkeit wieder nach Wettingen zurückzukehren, diesmal als Leiter der Anstalt am Plage des Ende 1900 verstorbenen Seminardirektors Keller. Damit hatte er das Wirkungsfeld gefunden, das seinem ganzen Wesen am meisten entsprach, ihm wie auf den Leib geschnitten war. In fast fünfzehnjähriger, intensivster Tätigkeit brachte er die Anstalt zu hoher Blüte, und verschiedene fruchtbare Reformen geben bleibende Kunde von seinem Walten. Wie weithin das Seminar Wettingen in Ansehen stand, beweist die Tatsache, daß öfters ausländische

Schulmänner es zu besuchen kamen, um seine Einrichtung zu studieren, und es an verschiedenen Orten bei Neugründungen zum Vorbild genommen wurde, so in Ungarn und Finnland. Seiner Initiative ist es zu danken, daß die Anstalt auch in baulicher Hinsicht wertvolle Verbesserungen erfuhr und daß insbesondere einmal eine stilgemäße Renovation der altehrwürdigen Klosterkirche zustande kam.

In literarischer Hinsicht hat uns der Heimgegangene ein reiches Erbe hinterlassen. Zunächst bewegte sich seine schriftstellerische Tätigkeit mehr auf pädagogischem Gebiete, und als wichtigstes Werk ist da zu nennen seine 1892 erschienene „Schule und ihr neuer Aufbau auf natürlicher Grundlage“, ein Reformwerk, das in geistvoller und überzeugender Weise für eine harmonische, gleichmäßig alle Anlagen des Körpers, des Geistes, der Seele und des Gemütes umspannende Ausbildung der Jugend plädierte. Das Werk fand vielfachen, begeisterten Wiederhall, hatte aber doch — vielleicht weil es der Zeit zu sehr voraneilte — wie sein Nachfolger, Seminarlehrer Pfyster, in der Leichenrede konstatieren mußte, nicht den äußern Erfolg, der dem innern Gehalt hätte entsprechen sollen: „Was später von andern als große Entdeckung gepriesen wurde, wovon man sich oft eine völlige Umwälzung der Erziehung versprach, das hatte Herzog Jahrzehnte vorher schon ausgesprochen, allerdings ohne alle Ueberschwenglichkeit, ohne viel Aufhebens zu machen, was zu seinem tiefbescheidenen Wesen nicht gepaßt hätte. So ging es mit der Kunst-erziehung, so mit der heute wieder besonders betonten staatsbürgerlichen Erziehung. Das vor zwanzig Jahren entstandene Buch Herzogs enthält immer noch das Beste, was bis heute hierüber gesagt worden ist.“ Im Jahre 1895 war „Wie sind Gedichte zu lesen, eine Vorschule zur Poetik“, 1900 „Was ist ästhetisch?“ und 1914 eine „Poetik“ erschienen, Werke, in denen sich der einstige Schüler Jakob Burckhardts deutlich offenbarte. Als einer der ersten Pioniere für den bürgerlichen Unterricht hat Herzog schon vor zwei Jahrzehnten eine „Staatskunde“ geschrieben, die soeben in dritter Auflage erschienen ist. Als erfahrener, mit der Psycho-

logie des Schülers wohlvertrauter Lehrer verstand er das an und für sich so spröde Fach dergestalt aufzubauen, daß es dem Verständnis und Horizont des angehenden jungen Staatsbürgers in glücklichster Weise gerecht zu werden vermag.

Ziemlich spät wandte sich Herzog dem belletristischen Gebiet zu. Zwar war schon 1891 von ihm unter dem Pseudonym Hansel Truth ein kleiner Zukunftsroman „Am Ende des Jahrtausends“ erschienen (bei Benno Schwabe), der Zukunftstraum von einer sozial und kulturell glücklicher und höher organisierten und entwickelten Menschheit — der freilich jetzt in der Zeit der organisierten Zivilarbeit wieder aktuelles Interesse erhält — ein üppiges Spiel blühender Phantasie, bisweilen von stimmungsvollem lyrischem Schwung durchhaucht. Aber der Verfasser scheint dem Erstlingswerk später selbst keine große Bedeutung mehr beigemessen zu haben.

Im Jahr 1907 erschien sodann in der Deutschen Verlags-Anstalt unter dem Geheimnamen Viktor Frey „Das Schweizerdorf“, ein Schweizer Volksroman im besten Sinn des Wortes, schlicht und einfach, aber von hohem menschlichem und vaterländischem Tiefgehalt, ohne aufgekrempeltes Gamaschenheroentum, aber doch mit kraftvoller Gestaltenzeichnung, in ungekünstelter, aber leuchtend klarer, mitunter zu Gottfried Keller'scher Plastik ansteigender Sprache. Das Werk wurde in der Schweiz von Carl Friedrich Wiegand mit folgenden Worten begrüßt: „Das Erstlingswerk eines mir bis heute unbekanntem Autors, ein Werk, dessen sittliche Kraft einen Goldhort überlagert. Schon nach wenigen Seiten Lektüre hatte ich den Eindruck, einer markigen Mannesnatur gegenüberzustehen, welche die Lebensmitte schon mindestens ein Duzend Jahre rückwärts ließ. Wer sich gern an einem vertrauenerweckenden Starren aufrichtet, greife zu diesem Buch. Der Jugend, die eine Stütze sucht, dem Erwachsenen, der nach Weggenossen späht, dem Gereiften, der sich gerne einmal der Richtigkeit seiner Urteile versichert, wird dieses neue Werk eine Fundgrube sein. Wenn man den dauerhaften und kernigen, gedrängten und vollsaftigen Roman aus der Hand legt, steigt der nicht allzuhäufig gehegte Wunsch

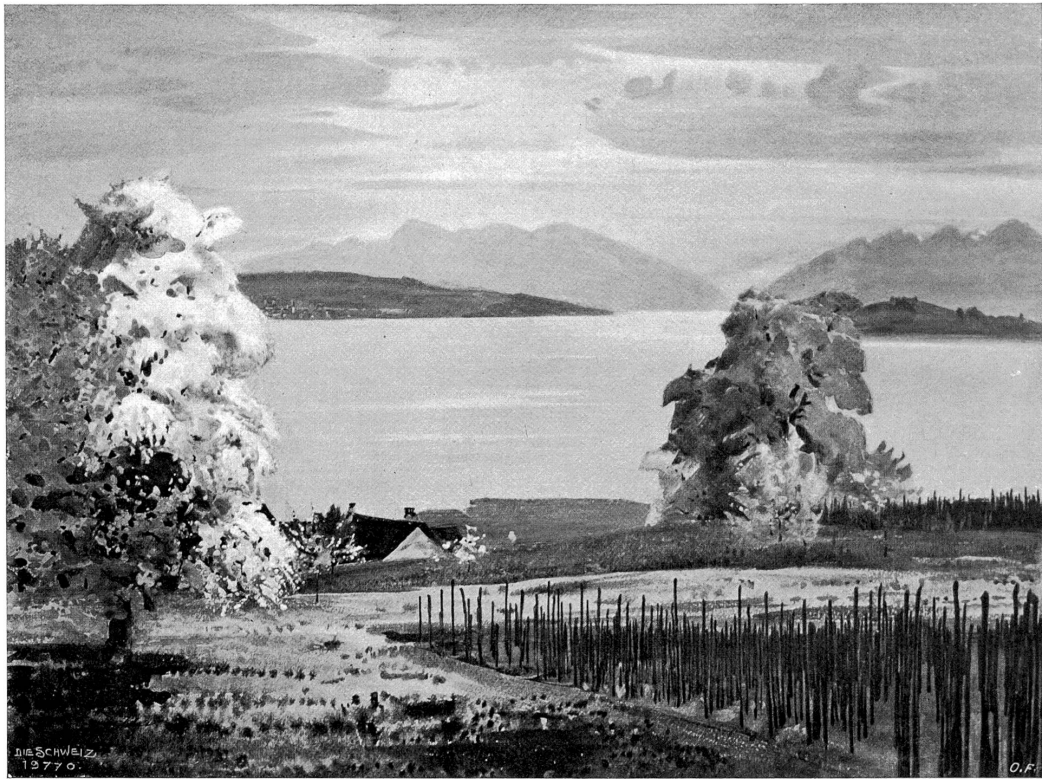
auf: Den Autor möchtest du kennen lernen. Die reife Arbeit Viktor Freys ist ein Werk der intimsten Heimatkunst, ein selbst geschaffenes individuelles Kunstwerk. . . Ein Kämpfer ist hier am Wort, aber kein Heißsporn. Ein Stück Schmerz hat hier ein wahrhaftiger und guter Mensch sich vom Leibe geschrieben. Wer so wie Viktor Frey um seine Lebensanschauung, um sein Weltbild gerungen, der ist würdig, gehört zu werden.“ Im Ausland wurde das Buch mit Jeremias Gotthelfscher Heimatkunst verglichen. Doch auch diesem Werk, das erst die zweite Auflage erlebt hat, war bisher nicht der verdiente Erfolg beschieden.

Noch ein heißeres, schmerzlastenderes Ringen um Lebensanschauung und Weltbild vibriert in den „Lebenskreisen“ und den im Zusammenhang damit stehenden „Politischen Briefen“, erstere nur im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ 1911 erschienen, letztere erst nach des Verfassers Tod bei Sauerländer & Cie. in Aarau herausgekommen. Die Hauptfigur in den „Lebenskreisen“ ist der Spitalarzt einer schweizerischen Mittelstadt, Dr. Welte, ein philosophisch veranlagter Menschenfreund von umfassendem Wissen. Er lebt mit seiner edelgesinnten, feingebildeten Frau und der ideal veranlagten jüngeren Tochter in glücklichstem Familienleben geborgen. Dr. Welte ist eng befreundet mit dem Spitalgeistlichen Beda, einer priesterlichen Lichtgestalt von geläuterstem Christentum. Es kann nicht fehlen, daß die beiden Höhennaturen mit dem rauhen, wirren, mulligen Leben in schmerzende Friktionen geraten, und die Kontraste sind nahe genug zur Hand. Die ältere Tochter Welta ist in schroffem Gegensatz zur jüngeren eine eitle, pharisäische, erfolgsgierige und seelisch defekte Welt-dame und wiederum zu ihr im Gegensatz ihr Mann, Fabrikant Schmittberger, eine fernwädrere Tatnatur. Der jüngere Bruder Bedas, der Advokat Markus, ist ein kynischer, innerlich zersekter Demagogie-Akrobat, der mit Frau Schmittberger ein Verhältnis hat und mit seiner vollendeten vorgetäuschten Idealistenmaske auch die jüngere Tochter zu betören und zu gewinnen versteht. Kein Wunder, daß der sich entwickelnde

Knäuel von Konflikten in den beiden Freunden die tiefsten Probleme des Lebens aufrüttelt und sie die Köpfe zergrübeln läßt über Mittel und Wege, wie die Menschheit auf höhere Warten, zu mehr Einsicht, Vernunft und wahren Menschen-glück geführt werden könnte.

Die „Politischen Briefe“ sind als Briefwechsel zwischen Dr. Welte, Beda und noch zwei andern Freunden der „Lebenskreise“ gedacht. Die vier Freunde, aufrichtige, glühherzige Patrioten, schütten sich da ihr vollgepreßtes Herz aus über die vielfachen Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen, die ihnen das öffentliche Leben gebracht hat: über die Oberflächlichkeit, Pflichtseichtheit und Kleinlichkeit der Menge, die grundsatz- und rückgratlose Strebsucht so vieler Führer, die kleinliche Interessen- und verderbliche Geschäftspolitik, das unfruchtbare Parteigezänke, die Unzulänglichkeit eines großen Teils der Presse, die, statt das Volk aufzuklären und zum Gesamten zu führen, sich in ödem Tagesquatsch, in engherzigem Geschäftsinteresse und Parteiverhebung Genüge tut, und so viele andere Gebrechen an unserm Volksleben. Es ist eine bitter-ernste Zwiesprache, die da die vier Freunde in banger Sorge um ihr Land und Volk tauschen. Und sie halten sie wohl nicht allein. Hunderte, die zu dieser ernsten Zeit zum inhaltvollen Buche greifen, nehmen daran teil, richten sich aber mit ihnen auch wieder auf am gläubigen Optimismus, der immer wieder das schwere Gewölk durchbricht, in Stellen wie dem prächtigen Worte Bedas: „Es ist wahr, wir können die Beweise für die göttliche Wegleitung nicht mathematisch erbringen, aber das Gegenteil ebensowenig; es ist uns freigestellt, das eine oder das andere anzunehmen. Warum sollen wir dann statt des zerstörenden nicht den aufbauenden und beglückenden Glauben vorziehen dürfen? . . . Der Materialist senkt seinen Blick zur Erde. Sie ist der Boden, auf dem wir entstehen, wachsen und vergehen, sie allein bietet uns die Mittel zum Dasein. In der Höhe, meint er, haben wir nichts zu suchen. Aber dort oben trifft unser Blick auf die Sterne, und wir erkennen, daß noch etwas über uns ist, unerreichbar zwar, aber unendlich groß und verheißend.“

J. Fischer, Baden.



Gotlieb Kägi, Zürich.

Am Zürichsee.
Phot. Hermann Lind, Winterthur.

